

Die Apologetik soll nur auf einen Kontakt hinzielen; dabei kann man ans AT, an die gemeinsame Abstammung Abrahams und an den Monotheismus anknüpfen. — Schließlich wurde noch ein Referat über den Gebrauch von katechetischen *Hilfsmitteln* gehalten. Während der Missiologischen Woche wurde eine Ausstellung über katechetische Literatur, Bilder usw. veranstaltet.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß eine Aufteilung der Beratungen in eine französische und niederländische Sektion bereits jetzt eine allseitige Zustimmung gefunden hat und daß in der Zukunft das Interesse sich dadurch noch stark vermehren wird. Es bedeutet fernerhin einen guten Schritt vorwärts, daß man sich im allgemeinen an das vorgeschriebene Thema gehalten hat. Dieses war dieses Mal so umfassend, daß kein Missionar, der zu Wort kam, versucht war, in nebensächliche Einzelheiten sich zu verlieren. Wir dürfen P. Masson und seinem Komitee von Herzen zum Wohlgelingen dieser 25. Missiologischen Woche von Löwen gratulieren.

H.-R. SCHLETTE, MÜNCHEN
LITURGISCHER KONGRESS 1955

Der Zweite Deutsche Liturgische Kongreß, der vom 29. 8.—1. 9. 1955 in München stattfand, stand unter dem Leitwort „*Liturgie und Frömmigkeit*“ und behandelte theologische und praktische Fragen. Dabei wurde vieles ausgesprochen, was für die Mission von großem Wert ist oder sein wird.

Schon der Eröffnungsvortrag von *Prof. M. Schmaus* „Liturgie als Lebensausdruck der Kirche“ zeigte von der Dogmatik her die inneren Beziehungen zwischen Liturgie (L) und Mission auf. Schmaus entwarf zunächst die Grundzüge der Heilsgeschichte, deren Sinn in der Aufrichtung der Gottesherrschaft und des menschlichen Heiles vor der Weltöffentlichkeit liege. Innerhalb dieser fundamentalen Sicht muß die Bedeutung der L für die Kirche, den Menschen und die Welt erfaßt werden. L besagt für die Kirche die Repräsentation der einmalig-geschichtlichen Vergangenheit durch die Wirkgegenwart der Heilsereignisse im Kult. Christus lebt in der kultischen Feier seines mystischen Leibes weiter. Dadurch wird der Raum der L, in der repräsentativ das Gedächtnis des Herrn begangen wird, personhaft und nicht dinglich. Bezüglich des Menschen ergibt sich daraus, daß die L das Personsein hütet, da Gegenwart und Herrschaft Gottes für den Menschen höchste Erfüllung bedeuten. Durch die Feier, in der der Mensch durch Christus zum Vater hintritt, wird ihm der Raum der zweckfreien Muße gewährt. In der L lebt der Mensch sein Wesen als „animal orans“, „animal se transcendens“. Der heilsgeschichtliche Charakter der Kirche und die Gemeinschaftsstruktur der L bedingen den Öffentlichkeitscharakter des Kultes. Der Mensch, der sich im Alltag anders verhält als im Kult, sei schizophren. L prägt die Existenz des Christen in der Welt. In der L steht die Kirche auf der Vergangenheit und lebt der Gegenwart, indem sie sich der Zukunft entgegenstreckt.

Wenn demnach der rechte liturgische Vollzug der Ausdruck des wahren christlichen Daseins ist, so wird dem Menschen darin immer mehr die Mentalität Jesu zuteil, wie *Kardinal Wendel* mit Phil 2 ausführte. Damit steht der Christ aber in der missionarischen Heilssorge, denn das Anliegen Christi ist immer, „ut eruat a morte“.

Prof. J. A. Jungmann SJ behandelte den inneren Mitvollzug der Eucharistie und wies auf den geschichtlichen Wandel hin, in dem sich die Laien ihrer Stellung als *Ecclesia orans* bewußt geworden seien. Gerade um der echten Mitfeier des Gottesvolkes willen sei eine Anpassung der Formen an alle Völker der Erde notwendig. In einer Zeit, da die Massen hungerten, dürfe die Kirche ihre Schätze nicht vermodern lassen.

Prof. Fr. Hofmann, Würzburg, betonte, daß ohne ein existentielles Verständnis der christlichen Grundwahrheiten wirkliche Liturgiefeier unmöglich sei; doch müsse die Form der L dem Verständnis entgegenkommen. Priester und Laien verhalten sich im Kult nicht aktiv und passiv, sondern haben nur verschiedene, innerhalb der Feier mehr und weniger wichtige Funktionen. Zur kultischen Rolle des Priesters gehöre z. B. die direkte Verkündigung der Lesungen in der Landessprache.

Speziell auf die Arbeit mit dem neuen Katechismus ausgerichtet waren die Darlegungen von *Dr. Kl. Tilmann* und *Dr. J. Goldbrunner*. Der neue deutsche Katechismus kann durch seine biblisch-liturgische Grundlage und seine Methode für die Mission wegweisend sein. Die Atmosphäre des Wissensmäßigen und Abfragbaren ist verlassen, es geht um die innere Aneignung des Glaubens. Der auch von Jungmann zitierte erste Satz des neuen „Lebensbuches“ lautet: „Es ist ein großes Glück für uns, daß wir Christen sind.“ Goldbrunner betrachtete die Meßfeier als personhaftes Geschehen, das Priester und Volk nicht dinglich-magisch, sondern in der Gottesbegegnung stehend vollziehen müssen. Die Stille müsse im Kult ihren Raum haben und dürfe keinesfalls während des Kanon verletzt werden. Der Mensch werde nur reif zur L, wenn er beginnt, Bilder und Zeichen aus der Muße und Stille heraus in ihrer Wesensaussage, nicht vom Zweck her zu erfassen. Hierzu wurde von verschiedenen Seiten auf die Erkenntnisse Guardinis verwiesen.

Prof. J. Pascher sprach über den Vollzug des Stundengebetes. Das Brevier ist Gemeinschaftsgebet der Kirche; für den einzelnen Beter geht es daher um die personale Einfügung in die Gemeinschaft. „Die L haßt die Masse.“ Präzis analysierte Pascher die dem Wesen der Lesung, des Gesanges und des Gebetes entsprechenden Haltungen beim Beten des Breviers. Das Stundengebet dispensiere aber den Priester nicht von seiner privaten Frömmigkeit. Die morgendliche Betrachtung sei lobenswert, auch wenn dann u. U. ein Priester für Vesper und Komplet keine Gelegenheit mehr fände. „Hetze ist der Tod des Betens.“ Die Verwirklichung dieser Einsichten scheint uns für die überlasteten Brevierbeter in der Mission und in der Heimat ein großer Gewinn zu sein. Die jüngste Brevierreform wolle nicht bloß kürzen, sondern in erster Linie dem echten Gebet dienen. Die Forderung der Muße, Ruhe und Besinnung kam — auch in vielen anderen Referaten — immer wieder zum Ausdruck. Weiter betonte Pascher sehr stark, daß es für L und privates Gebet überaus wesentlich sei, die Gebetshaltung des „per Christum“ einzuhalten. Das Gebet zum Vater werde zu wenig gepflegt. Hier liege ein Grundsatz der L vor, der gemäß *Mediator Dei* alles christliche Leben durchdringen müsse.

Die Bedeutung der Ruhe, des Hörens (*ausculta!*), der „*puritas cordis*“ für das Gebet erklärte nach der Regel des hl. Benedikt, des „*Pater Europae*“, *Abt Dr. E. Heufelder OSB*. Er kreiste dabei um das Wort: „*Opus Dei nihil praepo-*natur.“

Der letzte Morgen brachte noch zwei bemerkenswerte Referate. *Pfr. Theo Gunkel, Leipzig*, berichtete aus der langjährigen liturgischen Erfahrung in seiner Pfarrei. Man müsse die vorhandenen Schätze vorzeigen, ohne viel von „liturgischer

Bewegung“ zu reden. Das regelmäßige lateinische Hochamt sei für die Pfarrei „unfruchtbar und verfehlt“. Aus dem Wesen des Kultes stellte Gunkel erneut die Bitte um die Landessprache in den Lesungen. Er betonte jedoch, der schönste Gottesdienst könne vor Gott zum Greuel werden, wenn die Gemeinde nicht in der Liebe verbunden sei.

Die Bedeutung dieser praktischen und theoretischen Darlegungen für die Mission wird man leicht herausgespürt haben. Auf dem Liturgischen Kongreß selbst kam sie zur Sprache in dem leidenschaftlichen Referat von *Prof. J. Hofinger SJ, Manila*. Er versicherte, daß die Bemühungen in der Heimat um die L von unschätzbarem Wert für die Mission sei. Wenn der Gottesdienst auch nicht dem kerygmatischen Zweck untergeordnet werden darf, sondern seinen Sinn in sich selbst hat, so kommt ihm doch eine katechetische Aufgabe zu, insofern die L die Christen formt. Die Katechumenen der alten Kirche sind zum größten Teil an Hand der L in den Glauben eingeführt worden. Hofinger erinnerte an die mystagogischen Katechesen des Cyrill von Jerusalem. Heute seien die Schule und der schulmäßige Unterricht ein sehr schlechter Ersatz. Die L sei früher allerdings durch ihre Struktur und ihre Sprache verständlich gewesen. Indem die L gibt, was sie verkündet, mache sie den Christen missionarisch. Wenn ein Christ wirklich über seinen Glauben glücklich ist, Freude und Dank empfindet, wie es der „Eucharistie“feier entspricht, kann er sein Glück in seinem Milieu nicht mehr verschweigen. Zu keiner Zeit, so erklärte Hofinger, sei mit einem so großen äußeren Aufwand missioniert worden, doch der „Erfolg“ halte aufs Ganze gesehen mit diesem Aufwand keineswegs Schritt. Früher sei es gerade umgekehrt gewesen. Den Hauptgrund dafür sieht er darin, daß ehemals der Laie die Mission getragen habe und nicht nur beamtete Priester und Katechisten. Der Laie sei aus dem echten Vollzug des Kultes heraus missionarisch gewesen, nicht auf Grund großer Apostolatsaufrufe. In seinen Ausführungen über die Wohlgestaltetheit der L meinte Hofinger, nicht jeder Vollzug, der den Rubriken und der Aszese entspräche, sei hochwertig. Der Kult müsse verständlich sein. Man erlebe es, daß z. B. Japaner sich dem Protestantismus zuwenden, weil dessen Gottesdienst sie anspricht. Die Übernahme des in der Heimat Gewonnenen könne Hilfe bringen; Rom sei hierin viel aufgeschlossener, als man zuweilen glaube. Aber nur, wenn das schon heute von Rom Erlaubte optimal ausgenutzt werde, würden weitere Forderungen ernst genommen. Auch Hofinger stellte die Bitte um die Landessprache. Zugleich müsse jedoch eine Vertiefung des liturgischen Verständnisses einsetzen, die zu beginnen habe bei der Ausbildung der auszusendenden Missionare. Die Gestaltung des Gottesdienstes selbst in der Mission sei wichtiger als ein neuer Kirchenbau und die Arbeit, die ein Missionsinstitut auch in dieser Hinsicht zu leisten vermöge, wesentlicher und dringender als die Errichtung einer Kathedrale.

Im Schlußkolloquium, das *Dr. H. Kahlefeld* leitete, wurden die Gedanken und Wünsche noch einmal zusammengetragen. In einer Resolution bat der Kongreß in Erneuerung des 4. Votums des Mainzer Liturgischen Kongresses (1950) einmütig um die Erlaubnis, daß der Priester die Lesungen der Messe in der Landessprache verkündigen dürfe. Der Optimismus bezüglich der Erfüllung dieser Bitte war allgemein. Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die Entwicklung in der vom hl. Pius X. begonnenen Richtung weiterläuft und dessen oft erwähntes Wort von der „*actiosa participatio*“ immer mehr verwirklicht werde.

Im Rückblick zeigen sich vor allem drei Leitmotive, die die meisten Referate durchzogen: 1. Eine existentiell-theologische Erkenntnis: Alles Beten geht durch Christus den Mittler zum Vater; 2. eine methodisch-pädagogische: Voraussetzung

für die Liturgiefeier ist ein gesundes religiöses Leben, das durch Muße, Ruhe und Sinn für Bild und Symbol getragen sein muß; 3. eine praktisch-liturgische: Die Landessprache gehört legitimerweise in den Kult, ihr natürlicher Ort ist die Verkündigung des Gotteswortes.

Von der Missionswissenschaft und -praxis wird das gestellte Votum freudig begrüßt und befürwortet werden. Wenn dadurch freilich bei weitem noch nicht alle Probleme gelöst sind, so stellt doch die Erlaubnis der Landessprache einen hoffnungsvollen ersten Schritt zur Anpassung an das Empfinden aller Völker dar, damit sie alle dem Herrn das „neue Lied“ singen dürfen.

(Ein Großteil der Referate ist abgedruckt in „Liturgisches Jahrbuch“ 5, 1955, 69—196. Die übrigen Referate werden in Heft 4 des Jahrbuches folgen.)

BERNHARD BENDFELD, MÜNSTER
„ASIATISCHE MÄCHTE“

In der Zeit vom 25. bis 28. 10. fand in Bottrop (Westf.) eine Tagung des Landesverbandes nordrhein-westfälischer Geschichtslehrer statt, auf der Gelehrte verschiedenartiger geistiger Provenienz Stellung nahmen zu dem Thema: Europa — Asien. *J. Ritter*, Münster, stellte in dem einleitenden Referat „Europäisierung Asiens als europäisches Problem“ als geschichtlichen Sachverhalt heraus, daß aus dem Schoß Europas eine die Erde umfassende und überall auf den gleichen Prinzipien beruhende, homogene, gleichförmige Weltzivilisation hervorgegangen sei, wobei die Auffassung *E. Jüngers*, daß das Gemeinsame Asiens der „asiatische Schrecken“ sei, gegen das unser Europa die Freiheit verteidige, eine kritische Beurteilung erfuhr. Durch die jüngsten Entwicklungen seien die Völker Asiens von den Ordnungen ihrer Herkunft getrennt worden. Der Ursprungsort ihrer geistigen und gesellschaftlichen Veränderungen sei das moderne Europa selber, das seine Zivilisation überallhin über die Erde getragen habe. Spontan hätten diese Völker die in Europa ausgebildeten Formen der gesellschaftlichen Produktion, der Bildung und staatlichen Organisation übernommen. Wie weit das moderne Europa Leitbild geworden sei, und daß die Europäisierung sich nicht auf bestimmte Bereiche des Staates, etwa der Wirtschaft, beschränken lasse, zeige sich in den Reformen Atatürks. In diesem Umschmelzungsprozeß sei Europa aus den Schranken seiner Geschichte herausgetreten. In der Auseinandersetzung mit Asien beschäftigte sich dieses Europa eigentlich gar nicht mit einer fremden Welt, sondern mit sich selber und dem Resultat seiner eigenen Geschichte. Europa solle das Problem der Europäisierung als sein eigenes Problem begreifen. Diese Spannung zwischen Herkunft und Zukunft in der Geschichte der modernen Türkei zeigte *G. Jäschke*, Münster, auf. Wenn auch den Reformen Atatürks eine säkularisierte Lebensanschauung zugrunde läge, so habe diese doch keineswegs bewirkt, sich auch äußerlich vom Islam loszusagen, der auch heute trotz aller Kritik und Sehnsucht nach einer Reformation als Religion der Väter und als Merkmal eines jeden Türken empfunden würde.

L. Alsdorf, Hamburg, griff mit dem Thema: „Indien und das neuzeitliche Abendland“ ein vieldiskutiertes Kapitel aus der jüngsten Geschichte heraus. Die Geschichte Indiens sei — im Gegensatz zur Geschichte der Türkei — trotz